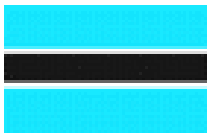
Newsletter 4 – Botswana



26. Juli 2003 bis 17. August 2003

Am Nachmittag erreichen wir die Grenze. Der Übertritt ist komplikationslos und innerhalb von 30 Minuten Geschichte. Wir haben das Gelände kaum verlassen, da steht am Straßenrand ein Wagen, dem der Sprit ausgegangen ist. Angesichts dieser traurigen Szene brechen wir einmal mehr mit unserem Vorsatz niemanden mitzunehmen. (Nicht dass wir schlechte Erfahrungen gemacht hätten, aber wer will es uns nach unserem Unfall verdenken?) Wir packen die zwei Leute mit je einem Benzinkanister auf unser „Bett“ und bringen sie in den nächsten Ort mit Tankstelle. Im Gegenzug zeigen sie uns den Supermarkt, bei dem wir Geld tauschen können. Die Währung in Botswana ist der Pula, was so viel bedeutet wie Regen. Hundert Regentropfen, hier Thebe genannt, machen einen Regen.

Tsodilo Hills – Mountains of God

Ein alter San, der heute noch Pfeil und Bogen für die Jagd selbst fertigt.

Dieses Trockengebiet westlich des Okavango-Deltas ist den San (=Buschmänner) heilig. Die Tsodilo Berge, eine Dreierformation aus „Vater“, „Mutter“ und „Kind“, erheben sich inmitten einer wüstenhaften Ebene mit spärlichem Baumbewuchs. Für Laurens van der Post (Buchtipp: „Die Kalahari darf nicht sterben“) mag dies, mit seiner Expedition vom flachen, trockenen Süden her kommend, ein spektakulärer Anblick gewesen sein. Die Magie des Ortes erschließt sich dem heutigen Touristen erst, wenn man sich die Zeit nimmt ihn zu erfühlen. Für Botswana ungewöhnlich kann man sich in diesem Nationaldenkmal kostenfrei aufhalten und campen.

Die mittlere der drei Anfahrtsrouten ist inzwischen zur Schotterpiste ausgebaut, wodurch die Anreise problemlos ist. Allerdings sind die Wege innerhalb des Parks nicht gepflegt und stellenweise sehr tiefsandig. Dies hat an diesem Morgen auch ein Einheimischer deutlich zu spüren bekommen. Er hat nicht nur versucht mit seinem Toyota Pickup ohne jegliches Profil auf den Reifen (O-Ton: „These tires are fucked-up!“) in den Park hinein zu fahren, sondern auch noch mitten im sandigsten Stück ein Wendemanöver angefangen. Das Ergebnis: Als wir an der Stelle ankommen, steht quer zur Fahrbahn ein tief eingegrabenes Auto und keine Menschenseele ist zu sehen. Eine Umfahrung ist wegen des dichten Buschwerks ohne größere Rodungsaktionen nicht möglich. Also packe ich erst einmal ein Buch aus und Stefan geht auf einen Erkundungsspaziergang. Das ist Geduld, wie man sie in Afrika lernt. Nach ca. zwei Stunden taucht der Besitzer, mit zwei Parkangestellten im Schlepptau, wieder auf. Stefan, mit unserer Schaufel bewaffnet, bietet ebenfalls seine Hilfe an. Als sich der Wagen auch durch unterlegen von Buschwerk nicht bewegen lässt,

kommt unser Jack All (=überdimensionaler Wagenheber) erstmalig auf dieser Reise zum Einsatz. So bekommen die Männer den Wagen von der Straße und wir können weiterfahren.

Bekannt sind die Tsodilo Hills vor allem für ihren Reichtum an Felsmalereien. Nirgendwo in Afrika findet man so viele an einem Ort. Einige der abgebildeten Szenen aus dem Leben weisen Ähnlichkeiten mit den Felsmalereien in der Sahara und in Twyvelfontain auf. Für uns völlig neu sind die skurrilen Figuren, deren Bedeutung heute keiner mehr wirklich erklären kann. Auf verschiedenen Wanderwegen können die Bilder erkundet werden. Wir sind beim ersten Versuch noch der Ansicht wir kommen alleine zurecht. Der Cliff-Trail wartet mit tollen Ausblicken in die weite Ebene auf. Die Felsen des Berges sind stellenweise bunt gestreift. Eher eine Folge der lokalen Geologie als der Malkunst. Zeichnungen entdecken wir jedoch auf diesem Rundgang so gut wie keine. Daher beschließen wir für den zweiten Wanderweg einen Führer zu nehmen. Er spricht zwar kein Englisch, aber er weiß genau, wo die Malereien versteckt sind.

Der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt.

San stellen stolz ihre Männlichkeit zur Schau.

So bekommen wir, neben tanzenden Männern mit unglaublich langen Penissen, inflationäre Mengen an Giraffen, Nashörnern und Antilopen zu Gesicht. Einige der Zeichnungen sind in unglaublich gutem Zustand. In der stillen und malerischen Umgebung wirken sie mystisch. Auf einem Felsen, zu Füssen einiger Zeichnungen und mit Blick in das weite karge Land, können wir uns die Riten und Lebensweisen dieser uralten faszinierenden Kultur der San gut vorstellen.

Heute Abend schlagen wir unser Camp am Fuße des „Female“ auf. Stefan entzündet ein Feuer. Ich wasche mich erst einmal, wobei mir die im Baum hängende Benzin-Lampe genügend Licht spendet, um alle Sandkörner aufzuspüren.

Lagerfeuer im Abendrot

Bei Gemüse-Minestrone und einer guten Flasche südafrikanischen Cabernet-Sauvignon-Shiraz bestaunen wir den farbenprächtigen Sonnenuntergang und beglückwünschen uns wieder einmal zu der Entscheidung diese Reise anzutreten.

Unterwegs im nördlichen Okavango-Delta

Das Okavango-Delta von oben

Wasser schafft Leben. Nirgendwo ist mir das bisher so deutlich geworden wie hier. Der Okavango, ein stattlicher Fluss, der in Angola entspringt, teilt sich im Norden Botswanas in viele Arme und schafft so ein Biotop für unzählige Pflanzen und Tierarten. So unbarmherzig wie nur die Natur sein kann, versickert dieses Wasser aber schon etwa 400 Kilometer südlich inmitten der Kalahari, um nichts als trockenes Buschland zurück zu lassen.
Unsere erste Nacht in diesem Paradies verbringen wir bei Drotzkys, einem Nachfahren des Herrn der die gleichnamigen Höhlen entdeckt hat. Die Anlage wird in allen Reiseführern hochgelobt. Wir sind entsprechend enttäuscht, als wir am Campingplatz ankommen: Er liegt inmitten eines dichten Waldgebietes. Hier sitzen wir im dunkeln und sehen vom grandiosen Okavango-Delta nichts als ein paar Schilfhalme. Da es schon spät ist beschließen wir zu bleiben, tauschen die triste Szene aber sofort gegen den traumhaften Ausblick von der Veranda der Bar. Hier haben wir freie Sicht auf den Fluss und können, in Schaukelstühlen wippend, zum Sonnenuntergang ein kühles Bier genießen.

Ebenfalls in der sogenannten Panhandle-Region liegt die Maqwena Lodge. Aus dem Reiseführer sind wir mit den GPS-Koordinaten versorgt. Diese sind auch notwendig, denn der Weg dort hin erweist sich als recht unwegsam. Schon am Einstieg haben wir unsere liebe Mühe. Im Dorf, Etsha 6, gibt es unzählige Reifenspuren die zum Fluss hinunter führen. Nach einer Irrfahrt durch diverse Vorgärten, bei der wir einmal mehr als planlose Weißnasen belächelt werden, zeigt uns ein Junge den Weg zur gesuchten Sandpiste. Nach vielen tiefsandigen Kilometern erreichen wir die Ausläufer des Flusses. Schilflandschaften mit Weidevieh dehnen sich vor uns aus. Bald aber wird der Untergrund matschig und etwa 9 Kilometer vom Zielpunkt entfernt stehen wir im Wasser. Stefan versucht sich an einigen Wasserdurchquerungen, bei denen mir regelmäßig übel wird bei dem Gedanken, dass der Motor hier buchstäblich absaufen kann (insbesondere da wir seit unserem Unfall keinen Schnorchel mehr

haben). Als wir vor einer Bootsanlegestelle zum Halten kommen bin ich zum Aufgeben bereit. In der Nähe sitzen zwei Jugendliche in Turnschuhen und Fußball-T-Shirt und warten auf eine Transportmöglichkeit. Wir fragen sie nach der Lodge und sie deuten auf die große offene Seenlandschaft hinaus. Wir konsultieren noch einmal unsere Reiseführer und tatsächlich, der Lonely Planet verrät, was der Reise Know-How nicht für nötig hielt: Anreise auf den letzten zwei Kilometern nur per Boot! Da wir unseren Landy aber nicht mitten in der „Wildnis“ alleine zurücklassen wollen, beschließen wir, in dieser Nacht an einem der schönen Seen wild zu campen. Die Zivilisation ist jedoch nicht weit, denn wir haben unser Lager kaum aufgeschlagen, da kommt eine Frau mit ihrem Kind (nebst abgemagertem Hund), um uns auf Elefanten aufmerksam zu machen. Ihr Mann hat deren Verfolgung aufgenommen. Stefan packt sofort seine Kamera und im Gänsemarsch waten nun alle, auch der Hund, durch die überschwemmten Wiesen hinter den Dickhäutern her. Misslicherweise sind die Elefanten aber schneller unterwegs, als die Neugierigen laufen können und so sieht Stefan nur mehr ihre dicken Hintern zwischen Bäumen in der Ferne entschwinden.
Zum Abendessen, wir haben wie immer ein Feuer entzündet, finden sich zwei junge Burschen ein. Wie selbstverständlich lassen sie sich nieder und wärmen sich erst einmal die kalten Glieder (bei ca. 25 Grad Abendtemperatur). Wir freuen uns über ihre nette Gesellschaft und so grillen wir für alle Sandwichs und rösten gemeinsam zum Nachtisch Marsh Mallows im Feuer.

Das Moremi Game Reserve - „Fully booked” und fast alleine

Moremi Nationalpark, North-Gate

Mit der Buchung für botswanische Nationalparks ist das so eine Sache. Man muss vor dem Besuch in einem staatlichen Büro eine Reservierung für die Übernachtungen vornehmen. Da diese Reservierung kostenfrei ist, passiert das, was passieren muss. Die Leute blockieren die Campingplätze schon Monate im Voraus, ohne je aufzutauchen. Wer dies nicht weiß, erlebt daher zunächst eine Riesenenttäuschung. Im Büro des Wildlife-Departments in Maun kennt man für jedwede Anfrage nur eine Antwort „Sorry, total ausgebucht!“ Es gibt aber einen Trick. Am Eingangstor zum Park meldet man sich als Tagestourist an. Erst einmal drin, gibt es fast unbegrenzte Möglichkeiten, denn die meisten Campingplätze sind zu maximal 30 Prozent belegt. Wer erwartet für 70 Euro am Tag (Eintritt für zwei Personen inklusive Fahrzeug und Übernachtung) infrastrukturell verwöhnt zu werden, kommt hier nicht auf seine Kosten. Die Camps sind lediglich mit einem Mülleimer ausgestattet. Umzäunungen gibt es nicht. Die sanitären Anlagen haben zuletzt in ihrer Entstehungsphase eine Reinigungskraft gesehen. Was aber das Naturerlebnis angeht, so ist Moremi auf jeden Fall zu empfehlen. Der Nationalpark liegt im inneren des Okavango-Delta und ist sehr tierreich. Im nördlichen Teil des Parks, wo die Tiere viel Wasser finden, sind die besten Möglichkeiten zur Beobachtung.

Es gibt massenweise Herden von Elefanten, Zebras, Kudus, Gnus, verschiedenen Antilopen, Impalas, Wasserböcke und unglaublich viele Vögel. Da die Camps nicht eingezäunt sind, kommen die Tiere nahe heran. Vom Campingstuhl aus beobachten wir das abendliche Bad der Elefanten im Fluss. Eines Nachts bekommen wir Besuch von einer Tüpfelhyäne. Wir waren so unvorsichtig unseren Müllsack am Außenspiegel zu vergessen. Unser Gast zerrt solange daran, bis der Sack reißt und seinen Inhalt auf den Boden ergießt. Besondere Freude bereitet der Hyäne die Dose mit Fleischresten. (Das leckere Gulasch war ein Import vom Metzger aus Gau-Algesheim.) Sie hinterlässt den Behälter beinahe wie gespült. Natürlich macht das alles so einen Spektakel, dass wir aufwachen und die Szene, sicher in unseren Landy gekuschelt, beobachten können.

Eine neugierige Kudu-Dame

Es ist früher Morgen und ich bin unter meinem Lieblingsbaum bei der Erledigung dringender Geschäfte. Ich sehe kurz auf und traue meinen Augen nicht. Etwa fünf Meter entfernt liegt eine Hyäne und beobachtet mich äußerst interessiert. Ich bin erstaunt, wie cool ich dabei bleibe. Stefan hat zur Szene nur eine gezückte Kamera beizutragen.

Nilpferde zählen zu den gefährlichsten Wildtieren in Afrika.

Wir sind unterwegs zu den Hippo Pools, einer Wasserstelle die ihren Namen völlig zu Recht trägt, denn sie ist voll mit Nilpferden. Die Tiere haben einen ganz eigenen Rhythmus. Tagsüber liegen sie schlafend im Wasser. Am Nachmittag kommen sie dann heraus, um sich zu sonnen und in der Nacht grasen sie. Dabei legen sie trotz ihrer Masse (ca. 2000 Kilogramm) Fußmärsche von bis zu 30 Kilometern zurück. Es ist unglaublich wie schnell sie dabei mit ihren kurzen stämmigen Beinen unterwegs sein können. Die männlichen Tiere haben ein ausgeprägtes Revierverhalten. Sie dulden keine anderen Männchen in ihrer Nähe, nicht einmal die eigenen Kinder. So kommt es immer wieder zu Kampfszenen, die in der Regel für einen der Gegner tödlich ausgehen. Wer einmal ein Hippo aus der Nähe gesehen hat, weiß warum. Die Tiere tragen schaurig aussehende, lange Stoßzähne. Wir kommen immer wieder an Skeletten vorbei. Bei dem Versuch, den Stoßzahn aus einem Kiefer freizulegen, um seine Länge zu ermessen, bricht uns die Spitze des Schweizer Messers ab. (Stefans treuer Begleiter auf allen Reisen und ein Geschenk von Petter Toni.)

Diese riesige alte Elefantenkuh ruht in geringer Entfernung zu unserem Landy.

Im Schatten unter Bäumen

Wasserböcke heißt es, riechen unangenehm.

Ein Zebra-Pärchen bei der Mittagsrast.

Friedlich grasende Impalas.

Paviane treffen wir hier in großer Zahl.

Ein Weißkopf-Seeadler hält Ausschau nach Beute.

Mit dem Mokoro durch das innere Delta

Eine Seefahrt die ist lustig...

Das Mokoro ist ein Einbaum, traditionell aus dem Stamm eines Leberwurstbaums gefertigt. Die Boote haben eine Lebensdauer von etwa drei Jahren, weshalb heute viele aus Fieberglas hergestellt werden.
Wie hat man sich nun die Fahrt in so einem Mokoro vorzustellen?
Es ist ein gemächliches Dahintreiben, auf einer Höhe mit der Wasseroberfläche. Unser Poler, wie man die Einheimischen Bootsführer nennt, spießt seinen Ruderstab tief in den Grund des Flusses und hangelt sich dann, unter Einsatz seines Körpergewichts, am Stab entlang. In einer gleichmäßigen kreisenden Bewegung aus Stechen und Hangeln bringt er den Einbaum in Fahrt und uns in Verzückung. Lautlos gleitend kommen wir sehr nahe an die Tierwelt des Okavango heran. Die Fahrt ist am ehesten mit der Bewegung einer venezianischen Gondel zu vergleichen.
Wie sind wir an diesen Ort geraten?
Im Inneren des Okavango-Deltas, wo das Tierleben am üppigsten ist, liegen eine Reihe von Unterkünften, die in der Regel nur mit dem Flugzeug zu erreichen sind. Diese Lodges betreiben einen erheblichen Aufwand, um den Safari-Bedürfnisse der gut zahlenden Touristen zu entsprechen (ab 350 Euro / Nacht und Person). Das Gunns Camp ist die einzige Lodge im inneren Delta, die auch Camping mit Selbstversorgung ermöglicht. Hier buchen wir eine Tour, die uns drei Nächte in die Wildnis führt. Da wir Campingausrüstung, Lebensmittel etc. mitbringen müssen, aber nur 10 Kilogramm Gewicht pro Person im Flugzeug zugelassen sind, ist Sparsamkeit angesagt. Wir plagen uns mehrere Stunden mit der Packerei. Eine Reise mit Landy ist schon Luxus im Vergleich zum Backpacker Urlaub.
Am frühen Morgen finden wir uns auf dem winzigen Flughafen in Maun ein, um unseren 20-minütigen Flug in das Delta anzutreten. Den Landy lassen wir derweil auf dem bewachten Parkplatz des Gunns Camp-Büros mit gemischten Gefühlen zurück. Wir sind Richis einzige Fluggäste. Stefan freut sich, weil er in der kleinen Propellermaschine, die Platz für maximal fünf Fluggäste hat, die Position des Copiloten einnehmen darf. Die Maschine fliegt ruhig, so dass sogar ich sehr viel Spaß daran habe in der Luft zu sein. Die zunächst karge Landschaft weicht nach einer Weile den seichten Wiesen des inneren Okavango-Deltas, Palmen und Wasserpflanzen inklusive. Wir sehen einzelne Elefanten, Zebraherden, Kaffernbüffel und fliegende Sattelstörche von oben. Ich komme mir vor wie in einem Tierfilm.

Richie und sein neuer „Copilot“ Stefan.

Impressionen des Rundflugs über das Okavango-Delta.

Von oben sehr schön zu erkennen:
Die „Trampelpfade“ der Tierwelt.

Landebahn und „Flughafen“ im Busch. Die roten Eimer sind die Löschhilfen der Feuerwehr.

Die Landebahn ist eine freie Fläche mit Windsack, mitten im Busch. Auf einer Holzbank warten bereits die Gäste auf den Rückflug.
Im Camp bekommen wir noch eine Sicherheitsbelehrung, die uns auf das Zusammentreffen mit verschiedenen Wildtieren vorbereitet. Falls uns ein Tier angreifen sollte, gelten folgende Regeln:

- Oberste Regel: Ruhe bewahren, stehen bleiben, abwarten.
  Aber wenn der Poler sagt LAUF, dann rennt was ihr könnt!
- Nilkrokodile: Sind überall im Fluss, also nicht Hände und Füße aus dem Boot baumeln lassen, wenn es auch noch so dazu einlädt. Baden entfällt damit natürlich auch.
- Kaffernbüffel oder Nashorn: Wenn vorhanden, auf einen Baum klettern. Ansonsten flach auf den Boden legen und tot stellen, dann beisst das Tier wahrscheinlich nur ins Bein (oder nahegelegene Stellen...)
- Löwe: Dem Angreifer direkt in die Augen sehen, dann langsamer Rückzug, notfalls auch hier auf den Baum klettern.
- Leopard: NIE direkt in die Augen sehen, er fühlt sich sonst provoziert. Auf den Baum klettern hilft in dem Falle nicht, denn der Leopard ist ein guter Kletterer und schafft sogar seine Beute in die Bäume. (Für alle die sich schon immer gefragt haben, wie das tote Zebra in die Schirmakazie kommt.)
- Schwarze Mamba: Lärm machen beim Gehen und Nachts NIE ohne Taschenlampe in die Büsche laufen. Mit der Taschenlampe aber nicht im Zelt herumfuchteln, denn dann peilt selbst der so begriffsstutzige Löwe, dass hier leckere Beute sitzt.
- Elefanten: Keine Orangen in das Zelt legen, denn Elefanten lieben Orangen und schütteln das Zelt wie eine Glocke, um an die Süßigkeiten heran zu kommen.
- Nilpferde: Sind eigentlich gemütliche Tiere, haben aber ein ausgeprägtes Revierverhalten. Wer hier eindringt ist des Todes und da hilft nichts und niemand. Man glaubt es nicht, aber die meisten von Wildtieren ausgelösten menschlichen Todesfälle gehen auf das Konto der Nilpferde.
  Merke: Halte dich NIE zwischen dem Hippo und seinem Wasser auf und fahre mit dem Mokoro nie zu nah an das Flusspferd heran. (Leider sind die Tiere meist unter Wasser, aber wir vertrauen darauf, dass der Poler weiß wo.)

So präpariert machen wir uns mit unserem Poler, Makalikali, davon. Die Tiere bemerken unser Mokoro meist erst im letzten Moment, da wir uns nahezu lautlos anpirschen können. Dann aber laufen sie mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, Wasser in alle Himmelsrichtungen spritzend, davon. Zur Mittagszeit schlagen wir unser Camp im Busch auf. Makalikali wählt ein schattiges Plätzchen unter einem großen Baum. Dieser wurde von einer Würgepflanze in den Griff genommen und ist daher teils ausgehöhlt. Wir legen uns zu einem Nickerchen nieder (in das Zelt, denn ich befürchte es gibt hier Skorpione, während Stefan nur über Ameisen klagt). Derweil wirft unser Guide das Fischernetz aus. Am Nachmittag nimmt uns der Poler mit auf einen Spaziergang (=Gamewalk). Er ist unglaublich aufmerksam und wir kommen recht nahe an Giraffen, Elefanten, Impalas und einige Antilopen heran. Er liest auch die Fußspuren. So finden wir eine Bauminsel mit vielen frischen Leopardenspuren, aber leider können wir ihn nicht finden.

Lautloses Dahingleiten im Mokoro

Das „Black-Continent-Black-Mamba-Camp"

Die Geräuschkulisse am Abend im Camp ist unglaublich. Zum Sonnenuntergang dominiert das Surren der Moskitos. Dies wird abgelöst von Vogelgezwitscher und Froschgequake. Erst wenn diese verstummen, sind die Wildtiere zu hören. Elefantenschnauben, Löwengebrüll und Hyänenheulen. Den Lärm der Nilpferde könnt ihr euch als tiefes, kehliges, zufriedenes Lachen vorstellen.
Der Schlaf ist unruhig, aber wir haben Spaß.

<u>Warum das Nilpferd lacht</u>
Die Buschleute haben eine Sage, die erklärt, warum das Nilpferd lacht:
Vor langer Zeit hat Gott die Erde und alle Kreaturen der Erde geschaffen. Damals gab es regelmäßige Meetings ☺, bei denen Gott die Tiere fragte, ob sie zufrieden seien. Das Nilpferd lebte seinerzeit an Land und war überhaupt nicht zufrieden. Vertreter seiner Art beschwerten sich ohne Unterlass auf diesen Zusammenkünften. „Wir möchten gerne im Wasser sein. Es ist so heiß hier draußen!". Der gerechte Gott fragte also die anderen Tiere, was sie davon hielten. Diese aber waren gar nicht begeistert. Die Fische befürchteten, dass die Nilpferde sie fressen würden. Die Krokodile hatten Angst, die Nilpferde würden auf sie treten und ihnen die Fische als Nahrungsgrundlage entziehen. So ging das eine ganze Weile. Die Nilpferde waren unzufrieden, aber es ließ sich nichts machen. Eines Tages wurde aber der Einstein unter den Nilpferden geboren. Er hatte eine Idee, die er auf der nächsten Zusammenkunft vortrug. „Wie wäre es mit einem Kompromiss? Wir schlafen am Tage, wenn es für uns unerträglich heiß ist im Wasser, und kommen Nachts, wenn die Krokodile jagen heraus, um Gras zu fressen." Diese Idee schien den anderen

Tieren vernünftig. Die Fische aber hatten immer noch bedenken. „Wie können wir sicher sein, dass ihr uns nicht doch fresst?“ Der Nilpferd-Einstein antwortete: „Wir machen unser Geschäft am Land und verteilen es so, dass jeder sehen kann, dass keine Fischgräten darin sind.“ Der Herr ließ es auf einen Versuch ankommen und erlaubte den Nilpferden diese Vorgehensweise. Die Nilpferde waren außer sich vor Freude und begannen aus voller Kehle zu lachen und ins Wasser zu steigen. Nachts kamen sie heraus, um zu fressen und ihr Geschäft zu verrichten. Als Gott am nächsten Tag mit seinem Wanderstab das Ergebnis begutachtete und sah, dass die Nilpferde tatsächlich nur Gras gefressen hatten, erlaubte er ihnen, die gefundene Regelung beizubehalten. Seither kann man das Lachen der Nilpferde hören.
Wer einmal gesehen hat wie Nilpferde scheißen, der glaubt an die Geschichte, denn sie wedeln dabei wie wild mit dem Schwanz und verquirlen dabei den ganzen Erfolg meterweit in die Umgebung.

Als wir am nächsten Tag von unserer Mokoro-Tour zurückkommen, die Sonne macht sich schon bereit zum farbenprächtigen Abgang, sehe ich neugierig in den Karton unseres Polers. Er bewahrt darin die gefangenen Fische auf. Um Hyänen und Fischadler abzuschrecken hat er ihn ganz nahe an den Baum gerückt und mit einer flatternden Plastiktüte bedeckt. Als ich näher komme, sehe ich wie sich ein Schwanz aus dem Kasten davon stielt. Ich denke noch lächelnd „oh ein Äffchen“ und verfolge das geschmeidige Ende. Dieses wird aber immer länger und länger bis ich schließlich wie angewurzelt stehen bleibe, weil mir dämmert, dass es sich hier keinesfalls um ein possierliches Tierchen, sondern vielmehr um eine schwarze Mamba handelt. Und tatsächlich: In der nächsten Sekunde ist die Schlange auf dem Baum und zieht sich mit ihren mehr als zwei Metern an uns vorbei, durch den hohlen Teil des Baumes, in ihre Gemächer zurück. Ich habe alle Mühe Makalikali, dessen Name einem nicht gerade locker über die Lippen geht, auf mich aufmerksam zu machen. Nachdem er die Lage aber endlich peilt, ist er furchtbar in Sorge. Da haben wir also zwei volle Tage unser Camp mit einer Mamba geteilt. Diese Tiere sind sehr sesshaft, weshalb davon auszugehen ist, dass sie die ganze Zeit über da war. Wir rücken erst einmal unsere Zelte 2 Meter vom Baum weg und sind fortan nur noch mit Taschenlampe unterwegs. Scherzhaft erkundige ich mich wie viel Zeit mir nach einem Biss bleibt. Er meint nur ganz nüchtern „zehn Minuten“. Nicht genug, um den Nachlass zu regeln...Auch heute schlafe ich unruhig, der Spaß hält sich in Grenzen.
Geweckt werden wir von einer trötenden Herde Elefanten, die durch den Fluss vor irgendetwas flüchten. Die Aufregung liegt noch lange in der Luft. Später sehen wir vom Mokoro eine Hyäne, die, ein riesiges Stück Fleisch im Maul, durch den Fluss davoneilt. Ein Marabu, wohl in der Hoffnung auf leichte Beute, heftet sich an ihre Versen.

Lagerfeuer-Idyll mit Reptiliengesellschaft (im Baum)

Die Tür zum Gun´s Camp

Die letzte Nacht verbringen wir im Gunn´s Camp. Die Manager, Anja Brozeit und Deon Mouton, geben sich alle Mühe, damit ein Aufenthalt bei ihnen unvergesslich ist. Einen bleibenden Eindruck hinterlässt bei uns beiden aber vor allem der Charakter von Deon. Als direkter Nachfahre der Mouton-Rothschilds, die in Südafrika für ihren Wein berühmt sind, hat er zwar Ahnung von Financial Management, aber nicht vom Weinbau. Nachdem er viele Jahre für ein internationales Unternehmen als Manager tätig war, hatte er Biss auf neue Herausforderungen und fing bei den Special Forces Südafrika an. Zur Ausbildung gehört es dabei für drei bis sechs Monate mit den San zu leben, um zu lernen, wie man in der Wüste überlebt. Die Prüfung war danach folgende: Wir setzen euch mit einem Liter Wasser in der Wüste ab. Wer innerhalb von 10 Tagen gefunden wird ist durchgefallen. Viele haben sie nie wieder oder nur tot gefunden. Von 2500 Bewerbern blieben am Ende fünf übrig. Deon war dabei. Er war überall: Bei den Briten, den Franzosen und beim israelischen Mossad. Sierra Leone, Angola und der Kongo waren seine Einsatzgebiete. Am Ende war er selbst Ausbilder. Seine Freunde hat er fast alle in diversen Kriegen verloren. Er hat jedes Mal überlebt, einschließlich diverser Flugzeugabstürze. Nach Angola hatte er dann das Bedürfnis den Menschen in Krisenregionen zu helfen. Also hat er mit 10 Freunden Hilfslieferungen ins Rebellengebiet organisiert. Auch dabei ist die Hälfte draufgegangen. Danach hat er beschlossen aufzuhören. Seine Hundemarke trägt er noch, zur Erinnerung daran, dass er so etwas nie wieder tun will.

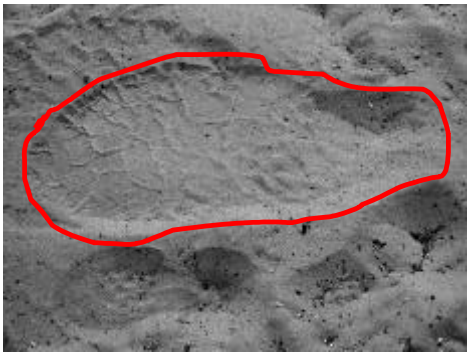
Feudale Verhältnisse, genau das Richtige nach drei Tagen im Busch

Heute ringt er sich immer noch unmenschliche Leistungen ab, aber mit anderer Zielsetzung. So stellt er Rekorde auf. Die damit verbundene Publicity nutzt er, um Spendengelder einzutreiben. So hat er alleine, zu Fuß, mit nur 40 Litern Wasser und ohne weitere Hilfsmittel die Namib-Wüste von Lüderitz nach Walvis Bay durchquert. 700 Kilometer in 18 Tagen. Zur Navigation hat er die Sterne benutzt. Völlig irre! Er hat es geschafft und die Story danach an CBS und NBC verkauft. Damit hat er 3 Millionen US-Dollar für die Kinder AIDS-Hilfe eingenommen.

Was mir besonders an ihm gefällt ist, dass er seine Lebensgeschichte weder mit Stolz noch mit Überheblichkeit erzählt. Er sagt von sich. „Ich bin ein total normaler Kerl. Ich gebe eben nur nie auf.“

Der Chobe Nationalpark – Löwen ohne Ende

Wer die Nationalparks in Afrika besucht, wird irgendwann unweigerlich von dem Fieber ergriffen, die sogenannten „Big Five“ sehen zu müssen: Elefant, Büffel, Nashorn, Löwe und Leopard. Während es einem Elefant und Büffel recht einfach machen, sind die anderen Arten schwerer zu entdecken. Wir fassen und also in Geduld und werden dafür, zumindest was die Löwen anbelangt, hier über alle Maßen belohnt. Kaum durch das Eingangstor, hält Stefan unseren Landy an, als hätte ihn der Blitz getroffen. Die „Lioness“ blickt ihn, aus der Deckung des Strauches am Wegesrand heraus, durchdringend mit ihren gelben Augen an. Als wir uns endlich aus ihrem Bann lösen und nach der Kamera greifen, verflüchtigt sie sich auf leisen Sohlen, den Schwanz im Takt ihrer Bewegung wiegend, elegant in den Busch.
Was für ein Anfang!



Diesen elefantösen Fußabdruck fanden wir im Sand unseres Camps. Heike´s Füße passen da glatt zwei Mal der Länge nach hinein.

Da die einzelnen Campsites nicht eingezäunt sind, schauen die Tiere zu jeder Tages und Nachtzeit vorbei. Da kaut der Elefant gemütlich an einem Maupane-Ästchen, direkt neben dem Toilettenhäuschen. Die Paviane warten in sicherer Entfernung, bis man den Tisch gedeckt hat, um dann zuzuschlagen. Bisweilen räubern sie auch die Mülleimer, die danach aussehen wie ein Schlachtfeld. Besonders am Chobe Fluss ist auch die Vogelwelt einzigartig.

Ein Rotschnabeltoko genießt unsere Brotkrumen.

Wir bekommen Besuch von einem Rotschnabeltoko, der sich außerordentlich über unsere Brotkrumen freut. Es sind bemerkenswerte Tiere: Sie brüten in Baumhöhlen, wobei das Weibchen vom Männchen mit einem Gemisch aus Lehm und Speichel eingemauert wird. Es ist während der Brutdauer darauf angewiesen, vom Männchen durch einen kleinen Spalt in der Höhle gefüttert zu werden. So etwas nenne ich Vertrauen. Und was bekommt der Kerl dafür? Nach etwa einem Monat Abstinenz eine völlig entfiederte Gespielin.

In Savuti, nur einige hundert Meter vom Camp entfernt, liegt eine Wasserstelle. Hier geben sich die Elefanten am Nachmittag ein Stelldichein. Wir sind so fasziniert, dass wir die zwei ebenfalls dort trinkenden Löwendamen zunächst gar nicht bemerken. Erst als sich ein Elefant schnaubend Platz zum Passieren verschafft, werden wir aufmerksam. Wir verfolgen die Tiere in den

Die Elefanten sind von der Gegenwart der Löwin wenig beeindruckt.

Ein Löwenpärchen im Gebüsch

Busch, weil wir hoffen, dort auf das Rudel zu treffen. Langsam pirschen wir uns heran. Und tatsächlich, unter einem Baum entdecken wir ein prachtvolles Männchen. Schläfrig und offensichtlich zufrieden schenkt er uns kaum Beachtung. Die kleinen Löwen-Babies liegen mitten auf dem Weg, der hier zur engen Piste wird. Wir stellen den Motor ab und Stefan verschießt einen Film nach dem anderen. Wir entdecken noch weitere Weibchen. Zu diesen gesellt sich ein zweites Männchen. Inzwischen zählen wir 16 Tiere. Ganz langsam erschließt sich uns das Gesamtbild. Tief im Gestrüpp liegt seitwärts ein Elefant. Wir können die Stoßzähne gut erkennen. Sein Körper scheint sich jedoch zu regen. Die Bauchdecke hebt und senkt sich. Wir spähen durch unsere Ferngläser, um der Szene näher zu kommen: Zwei Löwendamen sind bis zu den Schultern in dem toten Tier verschwunden. Als sie ihre Köpfe wieder herausziehen, zeigt sich ihr blutverschmiertes Gesicht. Wir sind Zeugen eines Lion-Kill, der in der letzten Nacht hier

Drei Löwenbabies

Der König des Dschungels beim Verdauungsnickerchen.

stattgefunden hat. Nichts kann uns hier mehr weglocken. Wir verbringen an diesem Ort zwei Tage und sehen zu, wie sich die Tiere über ihren Fang hermachen, zwischendurch ein ruhiges Nickerchen machen, die Kinder tollen und die Erwachsenen sorgen in kurzen regelmäßigen Abständen dafür, dass der Nachwuchs nicht abreißt ...

Where is the animal?

Das Camp direkt am Chobe Fluss, Ihaha, hat seinen eigenen Charakter. Am Mittag ziehen hier Hunderte von Pelikanen ein. Zunächst kreisen sie in riesigen Schwärmen über uns, um sich dann im Pulk auf der Wasseroberfläche niederzulassen. Wie sie bei der Landung die Beine baumeln lassen, gibt ein ulkiges Bild ab.

Wir sitzen gerade im minimalen Schattenfetzen, den unser Auto zu dieser Tageszeit spenden kann, als sich ein grüner Landrover 110 mit Zebramuster uns nähert. René und Madeleine aus der Schweiz sind schon seit Februar diesen Jahres in Afrika unterwegs. Wir stellen fest, dass wir viel gemeinsam haben und freuen uns, dass die Beiden heute Nacht das Camp mit uns teilen.

René und Madeleine aus der Schweiz, mit ihrem 110er Landy.

Am frühen Abend wollen wir noch einmal zum „Game-Drive“ (=Tiere angucken). Scherzhaft sagen wir den Schweizern, sie sollen wenn wir bei Dunkelheit nicht zurück sind, einen Suchtrupp losschicken. Als wir an der Ranger-Station vorbeifahren, höre ich mit Belustigung die Unterhaltung eines italienischen Touristen mit einem der Ranger. Er möchte wissen, welche Stelle gut ist zur Tierbeobachtung und fragt daher „Wo ist das Tier?“. Der Ranger antwortet mit ebenso ernster Miene „An der nächsten Kreuzung links“.

Es ist kaum zu fassen, aber er behält tatsächlich recht. Etwa drei Kilometer vom Camp entfernt, sehen wir mehrere Hundert Elefanten den Fluss überqueren. Im Licht der untergehenden Sonne sehen die Elefanten noch majestätischer aus als sonst. Sie trinken, baden und machen sich danach über die Vegetation her. Die Bemerkung, dass die Maupane-Bäume bei der hiesigen Elefantenüberpopulation über Kilometer hinweg erbärmlich aussehen, erübrigt sich. Zu den Elefanten

gesellen sich nach einer Weile noch Hundertschaften von Kaffern-Büffel. Wir sind ganz fasziniert von dieser inflationären Ansammlung und der aufgewirbelte Staub verleiht der Szene eine ganz eigene Atmosphäre. Aber es liegt noch etwas anderes in der Luft...

Plötzlich sehe ich aus dem Augenwinkel, wie eine Löwendame zwischen ein paar Büschen verschwindet. Wir fahren näher heran, und entdecken ein ganzes Rudel. Die Männchen halten sich im Hintergrund. Die Weibchen, die einen Angriff einleiten, sitzen unter den Büschen in Lauerstellung. Wir sind ganz aufgeregt, denn die Büffelherde rückt immer näher und wir sind ziemlich sicher gleich einen Lion-Kill live mitzuerleben.

Männchen halten sich in der ersten Phase der Jagd dezent zurück.

Die Büffelherde teilt sich, wobei die eine Hälfte genau an den Löwen vorbeipilgert. Wir sind nun von den muhenden, stampfenden Kolossen eingekreist. Wir können die Spannung der Löwen förmlich fühlen. Sie warten darauf, dass sich ein Tier von der Herde entfernt.

Kaffern-Büffeln können Löwen in die Flucht schlagen.

Am Himmel geht die Sonne als rot glühender Feuerball unter. Die von Staub geschwängerte Luft lässt ein beeindruckendes Farbenspiel entstehen. Im Bruchteil einer Sekunde wendet sich das Blatt. Die Leittiere der Büffelherde jagen auf die Löwen zu. Diese preschen aus den Büschen davon. Da die Büffel aber einen Kreis gebildet haben und mittendrin der Landy parkt, bleiben ihnen nur wenige Fluchtmöglichkeiten. So jagen etwa sechs von ihnen gleichzeitig auf den nahegelegenen höheren Strauch zu und klettern diesen empor. Die Büffel muhen, die Löwen brüllen, überall ist Staub und es wird dunkel. Da mir die Szene langsam unheimlich wird und sich auch alle anderen Fahrzeuge verdrückt haben, überrede ich Stefan zum Camp zurückzukehren. Inzwischen ist rabenschwarze Nacht.

Die Elefanten interessieren sich nicht im Geringsten für das sich in unmittelbarer Nähe abspielende Drama.

Wir sind noch nicht ganz am Ziel, da kommt uns ein grüner Landrover mit Zebramuster entgegen. Nur gut, dass bei der Ranger-Station niemand mehr anzutreffen war, sonst wäre jetzt eine ganze Armada nach uns auf der Suche…

Die Salzpfannen – Wer die Stille sucht

Charakteristisch für Reisen in Botswana ist, dass man immer wieder Veterinärzäune überschreiten muss. Diese dienen als Kontrollstationen, vor allem an Übergängen zu Nationalparks, um zu vermeiden, dass man Frischfleisch in Areale mit Viehwirtschaft importiert. So will die Regierung die Seuchengefahr für Nutztiere minimieren. Wir sind gerade unterwegs zu den abgelegenen Salzpfannen im Nordosten Botswanas und haben natürlich zuvor in Maun unsere Vorräte, einschließlich frischem Rinderfiletsteak, aufgefrischt. Nachdem ich meinen Führerschein vorgezeigt habe, möchte der Staatsdiener wissen, ob wir frisches Fleisch mitführen. Stefan verneint sofort mit fester Stimme. Daraufhin die Gegenfrage „Haben sie einen Kühlschrank?“ „Ja, wollen sie ihn sehen?“ (Jetzt wird mir so langsam ungemütlich auf meinem Sitz.) „Ja gerne.“ Stefan kramt lange und umständlich in der Gegend des Autos, wo sich der Kühlschrank befindet. Der Mensch am Zaun fragt noch einmal „Und sie haben kein Fleisch?“. Stefan lächelt ihn an und verneint. „Dann können sie weiterfahren.“ Der Kühlschrank bleibt uninspiziert. Wenn ich ein Ventil hätte würde dieses jetzt laut pfeifen.

Die Piste in der Salzwüste

Die Anfahrt zu den Salzpfannen ist lang und staubig. Treibstoff soll es in Gweta geben. Die Tankstelle ist aber außer Betrieb, denn es wird eine neue eröffnet. Diese ist allerdings noch nicht fertig. Ein Stück afrikanische Logik. Wir freuen uns, dass wir in weiser Voraussicht unsere Ersatzkanister gefüllt haben.

Die erste Nacht verbringen wir am Rand der Salzpfanne, am Chapmann´s Baobab. Er ist mit 27 Metern Stammumfang ein besonders imposanter Vertreter seiner Art. Eindrucksvoll gestaltet sich das Farbenspiel auf seiner knorrigen Rinde bei untergehender Sonne. Der Baum scheint in Flammen zu stehen.

Der Baobab im Abendrot

Im Vergleich zu Chapmann´s Affenbrotbaum sieht der Landy niedlich aus.

Wir bekommen Besuch von Einheimischen, nebst abgemagerten Hunden. Sie warnen uns, dass es hier Löwen gibt. Auf unsere Frage hin wovon diese sich denn

in dieser kargen Landschaft ernähren, antwortet der Bauer etwas schmerzlich berührt: „Von unseren Rindern“.
Wir grillen unser illegales Steak über dem Holzfeuer bei einbrechender Dunkelheit. Die Gunst der Hunde erschleichen wir uns durch ein paar Reste. Ob sie wohl als Wachhunde tauglich sind?

Kubu Island

Die Insel im Nirgendwo: Kubu Island

Soweit das Auge reicht eine gleißend helle, salzige Oberfläche. Inmitten erhebt sich die Insel Kubu: Granitgestein das mit einer Unzahl von Baobabs bewachsen ist. Keiner gleicht dem anderen. Wir stehen auf einem Felsbrocken und lauschen. Absolute Stille. Diese wird nur gelegentlich unterbrochen vom Summen einzelner Fliegen. Hierhin findet nicht einmal der Wind. Wir suchen uns ein abgeschiedenes Plätzchen zwischen den Felsen und schlagen unser Nachtlager auf. Während wir bei einem kühlen Bier den rotglühenden Sonnenball hinter dem Horizont verschwinden sehen, kreist zu unseren Füßen ein Menschlein auf dem Fahrrad in der Salzwüste. Nach dem kurzen Abstieg lernen wir von einem Menschen, der sich als „Mobile Office“ vorstellt, dass die Gemeinde einen Trust gegründet hat. Dieser finanziert sich durch touristische Einnahmen. Dazu gehört, dass jeder übernachtungswillige Tourist auf dem eigens eingerichteten Campingplatz übernachten muss. So hatten wir uns das aber nicht vorgestellt. Nun wiederholt sich also das, was in Afrika so oft passiert. Wir diskutiere das Problem. Die Unterhaltung gestaltet sich etwa wie folgt:
Einheimischer (E): „You will put up a tent?“
Stefan (S): “No, we sleep in the car.”
E: “You will make a fire?”
S: “If you don´t like that, we won´t.”
E: “But you will not have a toilet.”
S: That´s no problem.”
E: “And if others will see you?”
S: “It is dark now and we will leave early.”
Jetzt gehen dem Angestellten die Argumente aus, zumal wir durchaus gewillt sind, die Campinggebühr trotzdem zu bezahlen. Was im bürokratischen Deutschland niemals möglich wäre, ist hier eine Frage des Verhandlungsgeschicks. Das Menschlein radelt, zufrieden über die Einnahmen, der Dunkelheit entgegen. Wir hingegen richten im Schein unzähliger Kerzen unser Abendessen her. In dieser Vollmondnacht sitzen wir noch lange auf den Felsen und beobachten mit Bewunderung die Szene. Die Salzwüste gleicht einer Mondlandschaft. Sie hat etwas magisches. Wir können verstehen, warum den San dieser Ort heilig ist.
Zum Sonnenaufgang laufen wir hinaus auf die Salzkruste um Bilder von der Insel zu machen. Es ist sehr kalt, aber wir sind trotzdem wie gebannt: Exakt als im Osten die Sonne als orangefarbene Scheibe erscheint, geht im Westen der Vollmond als weiße Scheibe unter.

Hier gibt es wohl kein Leben...

Nur 38 km östlich von Kubu Island liegt eine weitere Insel im ewigen Salz, Kukonje Island. Wir spielen einen Moment lang mit dem Gedanken die Salzwüste dorthin zu überqueren, obgleich in unserer Karte dieser direkte Weg nicht eingezeichnet ist. Sicherheitshalber fragen wir aber am Campingplatz noch einmal nach, ob die Salzwüste befahrbar ist. Der Angestellte antwortet in einem sehr sachlich nüchternen Ton. „Sie fahren drei Kilometer und bleiben dann stecken. Die Salzkruste wird dort sehr dünn und finden wird sie so schnell niemand.“ Keinen weiteren Gedanken mehr an diese Variante verschwendend, nehmen wir die etwa 100 Kilometer längere Strecke um die Salzpfanne herum. Kukonje entlohnt uns aber dafür, dass wir den staubigen und heißen Weg auf uns genommen haben. Die Insel liegt mitten im Salz und ist noch abgeschiedener als Kubu. Außer uns ist keine Menschenseele weit und breit zu sehen. Man hat vom höchsten Punkt aus einen 360 Grad Blick auf die Pfanne und die Akustik ist verblüffend: Nichts, einfach nichts ist zu hören. Wenn dieser Platz auch das Charisma von Kubu Island entbehrt, so lohnt sich der Abstecher doch auf jeden Fall.

Diese Strauße sind sicher eine Fata Morgana

...oder doch: Kühe! Wo die nur hin wollen?

Auf unserem Weg durch die Salzpfannen treffen wir auf einen Landsmann aus Zimbabwe, der zur Zeit in Botswana lebt. Er ist Lastwagenfahrer und mit seinem Mercedes-Truck wegen technischer Defekte an diesem Ort liegen geblieben. Wir helfen mit Lebensmitteln aus und kommen ins Gespräch. Er bestätigt wieder einmal, was wir auf dieser Reise schon so oft gehört haben. Die Menschen in Zimbabwe sind fröhlich, aufgeschlossen und friedliebend. Die politische Situation ist ein Desaster. Allerdings macht er die Schwarzen selbst dafür verantwortlich. „Wir haben Mugabe selbst gewählt. Jetzt heißt es eine Opposition ins Leben zu rufen, die wirklich etwas bewegen kann. Die Menschen in Zimbabwe haben lange genug unter den Umständen gelitten.“ Unser Freund meint, es gäbe im Moment keinen Grund für Touristen das Land zu meiden. Er ist auch der Überzeugung, dass die Versorgungslage in Ordnung ist. Mit Geld und offenen Augen bekäme man alles, sogar Treibstoff.

Nach allem Guten das wir auch von vielen Reisenden über das Land gehört haben, beschließen wir, das Abenteuer zu wagen. So machen wir uns mit gefüllten Dieselkanistern und einem Berg Vorräte auf in Richtung unseres nächsten Ziels: Die Viktoria Fälle.